

# Die Beeren-Kathri : Bergnovelle

Autor(en): **Küng, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **216 (1937)**

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375007>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Beeren-Kathri.

Bergnovelle von G. Küng.

Es war ein kalter Wintermorgen. Die Scheiben zeigten Eisblumen und der Schnee girte, wenn man über die hartgefrorenen Winterwege schritt. Das Dorf lag noch im Schlaf. Nur hier und dort stieg ein stahlblaues Räuchlein kerzengerade in die frische Morgenluft. Im Dorf drüben bellte ein Kettenhund und ein verspäteter Bergsuchs schnürte von den obersten Gehöften dem Waldrande zu. In einem Häuschen, unten am Berg, stand das Schopstör weit offen. Ein Licht brannte noch in der Stube. Droben im „Gaden“ hörte man Rettengerassel. Der Bergtöni machte seinen Schlitten bereit, knüpfte das Seil quer um die Holzspangen und streifte dann die schweren Bremsketten um die Schlittenhörner. Heut' sollte das Langholz auf die Säge gebracht werden, hatte Toni am Abend vorher zu seiner Mutter gesagt. Der Bergtöni wohnte mit dieser ganz allein in dem abgelegenen Holzhäuschen. Er war ein hochgewachsener, jehriger Bauer, mit starkem Vollbart, in den die Jahre schon weiße Streifen gelegt hatten. Seine Mutter, ein altes, gebeugtes Weiblein, hatte schon früh ihren Mann verloren. Ihr entlegenes Bergheimel bewirtschaftete sie mit ihrem Sohne, der vom Heiraten nichts hatte wissen wollen. Jetzt machte sie sich in der Küche zu schaffen.

„Bist fertig, Bueb?“ rief sie zum Küchenfenster hinaus. „Der Kaffee wird dir kalt.“

Als die beiden so zusammen beim Morgenessen saßen, sagte sie plötzlich zu ihm:

„Geh nicht ins Holz heute. Es wird nach der Weihnacht wohl noch Zeit sein, diese paar „Trämel“ hinunterzuschlitteln. Es liegt noch Spaltholz im Schopf, und ich sollte zum Einfeuern haben. Es gibt kalte Tage.“

„Das Langholz muß hinunter,“ meinte Toni und legte den Löffel weg. „Der Schlittweg ist gut. Der Schnee liegt tief. Bei wenig Schnee ist die ‚Ab-schlägen‘ vereist und das Schlitteln nicht gut, sogar gefährlich. Zum Einfeuern kannst ja im ‚Gaden‘ holen. Die Klöße aber mache ich dir dann, wenn es einmal stürmt und wettet und zum Schlitteln nichts taugt.“

Unzufrieden legte die Alte ihre Brille weg und schaute auf ihn.

„Es hat mir geträumt, Bueb,“ sagte sie. „Ich sah eine schwarzdunkle Nacht, einen hellen Streif. Der Streif war Schnee. Du aber lagst unter diesem Schnee begraben. Da stand ein Wanderer vor dir, mit einem Stab in der Hand. Er suchte dich mit einem Stecken herauszugraben. Da sah ich, wie ihm der Stecken in seiner Hand zerbrach. Daran bin ich erwacht. — Geh mir jetzt heute das Holz spalten und bring den Schlitten wieder ins ‚Gaden‘.“

„Ja, so. Das sind ja wieder die alten ‚Mucken‘,“ meinte Toni, und zündete sich am Herdfeuer seine Pfeife an. „Schau, Mutter, wenn ich jedesmal, da du solche Träume hast, ins Bett liegen wollte, so würde unser Heimel Sommer und Winter ungeschaffet dastehen, und wir könnten am Hungertuch nagen.“

Mit diesen Worten ging der Bergtöni zum Gaden, fauste ein paar Minuten später die Halde hinunter und ließ einen hellen Fauchzer in die klare Morgenluft hinaus erschallen.

Nicht weit von diesem Heimel entfernt stand eine alte, zerfallene Hütte. Die Balken waren morsch. Das Schindeldach war mit bemoosten Steinen belegt. Die Läden hingen lose in den Angeln und wurden in Sturmnächten ein Spiel der wilden Bergwinde. In diesem Häuschen wohnte das Beeren-Kathrili.

Die Beeren-Kathri war, wie die Leute sagten, nicht so ganz recht. Ihr kärgliches Essen verdiente sie mit Tagelöhnen und im Winter mit Muzschneiden. Wenn aber die heiße Juli- und Augustsonne in den nahen Bergwäldern die Beeren zum Reifen brachte, dann war sie nicht mehr zu haben. Vom ersten Morgensonnenstrahl bis zum letzten Abendglühen durchzog sie die Waldlichtungen und füllte ihre Körbe und „Kratten“ mit duftenden Beeren. Und wenn man sie fragte, ob sie sich denn gar nicht fürchte, so mutterseelenallein die Wälder und Tobel zu durchstreifen, so sagte sie stets: „Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, so fürchte ich kein Unglück. Dein Stecken und Stab trösten mich.“

So war denn das Beeren-Kathrili von niemandem gemieden, von jedermann geduldet. Sie tat niemandem etwas zuleide, und zu dienen war sie immer bereit, wenn ihre schwachen Kräfte es vermochten.

Vor zwei Jahren war es gewesen, da geschah etwas, das in ihr Leben eine große Veränderung schaffte. Kathri hatte eine Schwester gehabt. Diese war im Unterland verheiratet gewesen. Ihr Mann war im Steinbruch umgekommen, und ein Jahr später wurde auch sie von einer Krankheit hinweggerafft. Ihre Kinder, ein Mädchen und ein vierzehnjähriger Knabe, mußten versorgt werden. Der Junge kam zu einem Schlosser in die Lehre, und das Marieli auf inständiges Bitten der Beeren-Kathri in deren Häuschen.

„Was willst du mit dem Meitli anfangen?“ hatte der Ortsammann zur Kathri gesagt, „du kannst ja kaum für dich allein das Brot verdienen.“

„Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, so fürchte ich kein Unglück. Dein Stecken und Stab trösten mich,“ hat das Kathrili gemeint und nicht nachgelassen mit Bitten, bis man ihr gestattete, das Meitli zu ihr zu nehmen. So kam Marieli zur Base ins Burgtobelhäuschen. Die Base aber wurde ihr zur zweiten Mutter. Für die Kathri ging nun eine neue Welt auf. Sie hing mit Mutterliebe an diesem Kinde. Das Marieli war ihr alles, und die Leute jagten, die Alte hätte den Narren gefressen an ihm. Manch eine Bäuerin aber stellte heimlich etwa ein Stück Rauchfleisch oder einen Birnweggen oder sonst etwas Gutes auf die Seite, um es dann gelegentlich dem Beeren-Kathrili in den Schoß zu stecken, wenn es etwa bei ihr ein- und ausging.

So gingen wohl zwei Jahre hin und Marieli tat, wie die Leute sagten, den „Knopf auf“. Die gesunde Gebirgsluft färbte ihre Wangen braun, und die Bergwinde trieben mit ihren großen braunen Zöpfen so lange ihr Spiel, bis diese ihr bis weit über die Schultern herunterhingen.

Weihnachten nahte. In der großen Bäckerei drüben hatte man alle Hände voll zu tun. Da wurden schon tagelang vor dem großen Feste allerlei Dinge gebacken. Es wurden Tiere in Teig geformt, Fische, Frösche, Hunde, Rößlein, Ziegen und Schäflein, Hasen und Rehlein. Dann wieder machte man Ringe und Eierzöpfe, Männlein und Weiblein, fränzige, zwanzig- und fünfziggräppige, Herzen aus Lebkuchenteig, rechteckige und kreisrunde Lebkuchentafeln, mit allerlei Bildchen darauf und mit Zuckerkorallen verziert.

Alle diese Dinge mußten verkauft werden. Und da meinte denn die alte Bäckerin, die dem Marieli besonders gut gesinnt war, es könnte da ein paar Franken verdienen mit Hausieren, es könnte dann daraus der Base Kathri ein Paar wollene Strümpfe kaufen zur Weihnacht oder sonst etwas.

Das leuchtete dem Marieli wohl ein, und mit einem Feuerreiser fing es an, diese Waren in allen Höfen feilzubieten. Sondern er ging vom grauen Morgen bis zum späten Abend mit seinem „Krenzlein“ auf dem Rücken von Haus zu Haus. Die Leute, die das Marieli wohl mochten, kauften ihm diese Sachen gern ab, manchmal sogar, wenn sie sonst solches gar nicht nötig hatten.

So nahten die Weihnachtstage heran, und das Kind hatte sich ein schönes Stücklein Geld verdient. Heute war nun der letzte Tag. Da hatte es noch besonders viel zu tun, mußte es doch noch all' die bestellten Eierzöpfe und Birnweggen in die entlegensten Bergheimetli hinauf tragen.

Schon in aller Frühe des Morgens war Marieli auf den Beinen. Es achtete nicht darauf, daß ihm die bissige Kälte durch die dünnen, braunwollenen Strümpfchen fuhr. Es spürte es nicht in seinem Eifer.

Schon im Laufe des Vormittags hatte die Kälte nachgelassen. Der Föhn strich über die nahen Firnen und der Himmel bedeckte sich mit grauem Gewölk. Der Schnee wurde weich. Am Nachmittag trat Tauwetter ein. In der Rietebene lagerte sich eine undurchdringliche Nebelmasse. Durchs Riet aber mußte Marieli. Es hatte dem Stechenmoosbauer noch zwei

bestellte Eierzöpfe zu bringen. Früh brach die Nacht ein. Das geschah so plötzlich, daß Marieli es kaum merkte.

Ungefähr um diese Zeit war es, als der Bergtoni nach Hause zurückkehrte.

„So, Mutter, sagte er, „jetzt sind die Trämel' auf der Säge. Es ging alles gut, trotz deinem Traum. Ich bin froh, bei Gott, ich bin froh, daß sie unten sind. Das Wetter schlägt um. Dann ist der Schlittweg wieder dahin, vielleicht für längere Zeit, und das Holz mußte doch herunter. Ich brauche Bretter, wenn ich im Frühjahr das ‚Gaden' neu schirmen muß.“

Mit diesen Worten reinigte er umständlich seine Schuhe vom Schnee und trat in die wohllich durchwärmte Wohnstube. Es stand eine Schüssel voll dampfender Erdäpfel auf dem Tisch. Die Mutter brachte Erbsuppe und Schweinefleisch mit Sauerkraut.

„Wirst Hunger haben, Bueb,“ sagte sie. „Das Holzen macht hungrig und müd', gar wenn man nichts Warmes gehabt hat. Ich bin jetzt froh, daß du wieder da bist. Schau, ich hatte den ganzen Tag keine Ruhe. Nun bist du gottlob gesund wieder da.“

„Siehst du jetzt, daß Träume nichts bedeuten,“ meinte Toni und löffelte zufrieden sein Abendessen.

„Es ist Christabend,“ sagte die Alte. Sie nahm ein Gebetbuch vom Gestell herunter, setzte ihre Brille auf und las die Weihnachtsgeschichte im Lukas-

Evangelium. — Unterdessen war die Nacht herein gebrochen, eine gar seltsame Nacht. Unten stand das Riet mit wanddichtem Nebel, oben, über den Alp, bewölkter Nachthimmel, aber ziemlich sichtig. Es war zur Zeit des Vollmondes, und die Wald- und Bergregionen waren nebelfrei. Die Tannen, die am Morgen noch bereift gestanden, waren jetzt schwarz, und ein stilles Raunen ging durch die Wipfel. Es war, als ob auch sie Weihnachten feierten. So ruhig und still lag die Berglandschaft, man hätte ein Mäuschen über den Schnee laufen hören.

Toni war hinausgetreten. Ein eigenartiges Gefühl beschlich ihn. Er wußte nicht warum. Als er wieder in die Stube zurückkehrte, holte er aus der Dachkammer eine alte, zusammensehbare Schrotflinte, prüfte sie und lud sie bedächtig. Dann nahm er etwas Rauchfleisch, ein wenig Brot und in einem kleinen Fläschchen etwas Selbstgebranntes, und steckte dies alles in seinen Rucksack.

„Wirst doch nicht fuchsen gehen wollen, Toni, am



heiligen Abend," sagte die Alte und legte die Brille weg.

"Es ist günstig," meinte er. "Es gibt eine Laufnacht. Die Tiere wittern den Wetterumschlag und suchen noch Nahrung vor dem kommenden Sturm. Sie haben recht. Die Dachrinne tropft und es liegt etwas wie ein fernes Stöhnen in der Luft."

"Toni, nimm dich in acht. Der Jagdhüter lauert dir schon längst auf. Geh heute nicht, Toni, und folge der Mutter."

"Das ist es ja eben. Der Jagdaufseher ist heute nicht zu fürchten. Der sitzt jetzt in der Sägewirtschaft und schläft seinen Rauch aus. Der Weger Klaus

hat ihn gesehen. Es war heute Weihnachtstagmarkt im Tale unten, und da hat er sich einen geholt, aus dem heraus er nicht so bald wieder nüchtern wird. Das ist es, warum ich eben heute gehen kann, ohne fürchten zu müssen, von ihm erwischt zu werden. Der alte Schläumeier, der Sommerfuchs, hat mir schon seit einigen Tagen Nacht für Nacht die geworfenen Brocken geholt. Er fühlt sich sicher, besonders in solchen Nächten, wo kein Sternlicht am Himmel steht."

Die Alte sagte nichts mehr. Wenn es mit dem Jagdhüter so war, so brauchte sie weiter keine Angst zu haben. Ihr „Bub“ war vorsichtig und kannte die ganze Gegend wie seine Rocktasche.

Eine Viertelstunde später stand der Bergtoni oben an der „Abschlägen“ auf dem Anstand. Er hatte sich an die obere Ecke einer Scheune gestellt. Das „Gaden“ gehörte dem Abendweid-Christen. Es stand Vieh darin. Dann und wann vernahm Toni Kettengerassel.

„Die Tiere sind unruhig heute," sagte sich Toni. Doch beruhigte er sich wieder. „Der Christen hat ja heute wahrscheinlich besonders früh gesütert und gemolken, um rechtzeitig daheim zu sein.“

Es war Christabend, und da ist ein jeder gern schon zur Dämmerungszeit daheim im trauten Stübchen, bei den Seinen.

Auf der oberen Bergseite, von der Stelle aus, wo das „Gaden“ stand, zog sich ein steiles, langes und holzfreies Band hinauf. Hier hatte Christen im vergangenen Herbst alles Holz fällen lassen. Nur zu beiden Seiten des Kahlschlages standen noch einige

bärtige Muttertannen und säumten den Schlag ein. Hier, in diesem runsenartigen Rasenbände, lag eine gewaltige Schneemasse.

Oben türmten sich die Schneewehen haushoch. Mitten durch das Schneeband hatte der alte Sommerfuchs nun schon viele Nächte geschnürt. Der Bergtoni mochte bereits eine geraume halbe Stunde dagestanden haben, und immer noch hatte sich der ersehnte Alte nicht gezeigt. Warum kommt er jetzt heute nicht, dachte sich der Wilderer und lauschte mit gespanntem Ohr jedem Laut der Nacht.

Da — was war das?

War das nicht eine menschliche Stimme? Jetzt war wieder alles so still wie ein Grab.

Wieder vergingen einige Minuten. Jetzt war die Stimme wieder da — die Stimme eines Kindes, genau so, wie die eines Kindes.

Was war es doch?

„... im dunkeln Tal dein Stecken und Stab“

Weiter konnte er nicht verstehen.

Abermals war wieder alles so ruhig und still, daß Toni seinen eigenen Pulsschlag hören konnte.

„Dein Stecken und Stab...“

Hatte nicht seine Mutter so geträumt? Toni war nicht abergläubisch und auch nichts weniger als furchtsam. Doch spürte er so etwas wie ein heimliches Gruseln.

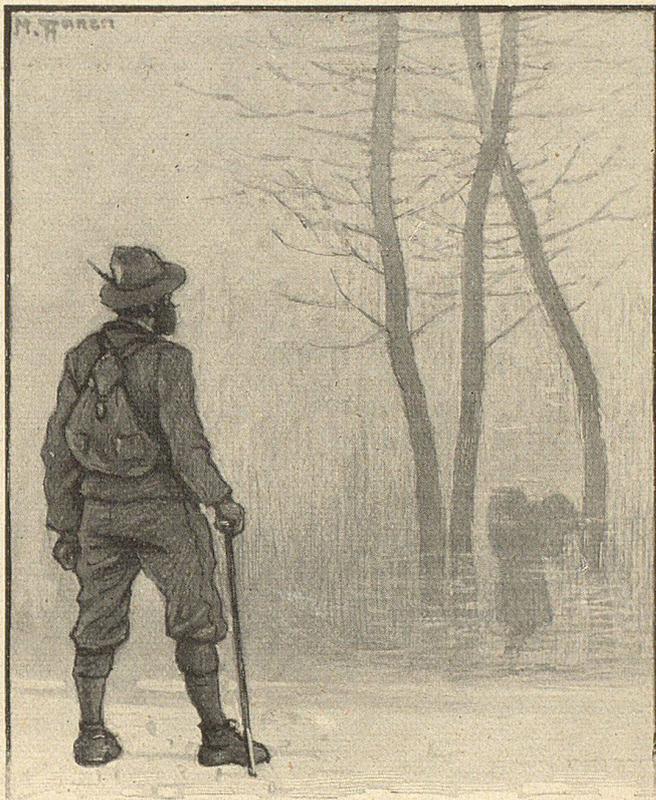
Jetzt wiederum — diesmal ganz deutlich, „... in finsterner Nacht...“ Den Anfang konnte er nicht verstehen. Wie aus dunk-

ler Gruft eine Grabesstimme kam's unten vom nebligen Riet herauf, deutlich ganz deutlich „... dein Stecken und Stab trösten mich.“

Jetzt war es vorüber mit Tonis Selbstbeherrschung. Das war nun keine Täuschung der Sinne. Er schraubte seine Schrotflinte auseinander und steckte sie in den Rucksack. Darauf verließ er den unheimlichen Ort. Dann schritt er, so schnell er konnte, talwärts, der Richtung nach, woher diese Töne zu kommen schienen.

Bald war er mitten im Nebelmeer. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, um besser hören zu können. Mitten im Riet standen drei Weißbirken. Bei diesen lauschte er und hörte ein Kind weinen und schluchzen.

„Wer hat sich da unten im Nebel verirrt?“ rief Toni in die Nacht hinein, und das Echo gab ihm Antwort im nahen Walde. Darauf hörte er auch



die Stimme des Kindes und fand bald zu seinem großen Erstaunen das Marieli mit seinem leeren „Krenzlein“ auf dem Rücken.

„Du bist noch hier! Du armes ‚Tschopeli‘!“ sagte er tröstend und nahm es bei der Hand. „Ich führe dich jetzt aus dem Nebel heraus. Hab nur keine Furcht mehr. Bald sind wir bei der Base Kathri. Sie wird eine Angst ausstehen um dich.“

Das Marieli vergaß allmählich das Weinen. Es wurde wieder munter und fing an zu erzählen, wie es hieher gekommen.

„Es war schon spät, und es wurde bereits dunkel. Ich hatte aber dem Stechenmoosbauer noch zwei bestellte Eierzöpfe zu bringen. Es mußte sein. Auf dem Heimweg habe ich mich dann in diesem graufigen Nebel verirrt. Ich wollte immer geradeaus laufen, und ich bin doch dreimal wieder zu diesen Birken zurückgekommen. Es war schaurig.“

„Und da hast du dich so recht gefürchtet,“ meinte Toni und drückte die Hand des Kindes fester.

„Zuerst gar nicht. Ich habe gebetet,“ gab das Marieli zurück.

„Und was hast du denn gebetet?“

„Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück. Dein Stecken und Stab trösteten mich.“ So sagte das Kind.

„Wer hat dich so beten gelehrt?“ fragte weiter der Bergtoni.

„Das hat die Base Kathri getan. Ich muß dies alle Abend vor dem Schlafengehen. Sie sagt, wenn man das tue, so brauche man sich gar nicht mehr zu fürchten, der Herr sei uns dann ganz nahe und führe uns.“

„So,“ sagte der Bergtoni.

Und während er das sagte, hörte man ganz nahe über ihnen ein fürchterliches Getöse. Die Erde schien zu erbeben, und ein Brausen und Zittern ging durch die Luft. Und dann hörte man ein Brechen und Knarren. Dann herrschte Totenstille.

„Das war eine ‚Laue‘,“ sagte Toni und blieb mit dem Mädchen stehen.

„Gehen hier alle Jahre Lauen nieder?“ fragte Marieli.

„Es gehen alle Jahre solche nieder, weiter oben, an den Berghängen. Diese aber muß ganz in der Nähe niedergefahren sein.“

Eine Viertelstunde später waren sie aus dem Nebel herausgetreten. Sie sahen über sich das Dorf liegen. Lichter huschten dort hin und her. Man hörte Stimmen rufen. Es war nicht mehr die Christabendstille, die noch kurz zuvor über dem Dorfe gelegen hatte. Als sie zu den ersten Häusern kamen, sahen sie Männer, mit Schaufeln auf dem Rücken, dem Riet zueilen.

„Was hat's gegeben?“ fragte Toni eine Frau, die mit einem Knaben an der Hand dem aufgeregten Treiben zugesehen hatte.

„Dem Abendweid=Christen hat die Laue das Gaden weggerissen und samt den Tieren hinuntergefegt.“

Der Bergtoni wurde weiß wie ein Linnen. „Geh, Marieli,“ sagte er, „und bring der Base Kathri

meinen Rucksack. Sie soll ihn gut versorgen. Ich komme morgen hinüber.“

Mit diesen Worten eilte er den Männern nach zu der Unglücksstätte hin.

In wunderbarer Klarheit war der Christtagsmorgen angebrochen. Ueber den Hängen der Schneeberge lag ein Glühen. Der Himmel stand in tiefdunklem Blau, und kleine, vom Morgengold überflossene Föhnstangen hingen über dem nahen Firn.

Ueber die entlegensten Bergpfade schritten sonntäglich gekleidete Gestalten. Sie wollten im nahen Kirchlein den großen Festtag feiern.

„Bist auch dabei gewesen, gestern Abend?“ fragte der Böchlibauer, der sich mühsam an seinem Stecken durch den fußtiefen Schnee schleppte, seinen Nachbar, den Haldensjeph.

„Ich war dabei, und die Christnacht werde ich, bei Gott, in meinem Leben nie vergessen. War das ein Anblick, diese schrecklich verstümmelten Tiere. Nur eine Kuh und ein Kind sind lebend davongekommen.“

„Und die Geiß,“ ergänzte der Böchlibauer.

„Ja, die Geiß. Die war eben ganz auf der Südseite, an der unteren Ecke, und nicht angebunden. Sie stand unversehrt über dem Trümmerhaufen und meckerte uns an, als wir kamen. Eine Kuh hing noch an der Kette, an einem fußtiefen Balken, der wie ein zerbrochenes Zündholz in den Schneemassen lag. Wir hätten sie noch retten können, wenn wir ein paar Minuten früher dort gewesen wären. Sie war noch ganz warm, muß sich da erhängt haben. Alle anderen waren entweder zu unkenntlichen Massen zerdrückt oder im Schnee erstickt.“

„Hätte doch der Christen den Wald dort nicht geschlagen,“ meinte der Böchlibauer.

„Ja, ja, wenn das nicht geschehen wäre, dann hätte dort niemals eine Laue niedergehen können.“

Der Haldensjeph hatte bei diesen Worten den noch glimmenden Stumpfen geworfen. Sie waren der Kirche nahegekommen, und die Glocken fingen an zum Gottesdienste zu läuten.

Am Abend, als die Dämmerung sich auf die weite Schneelandschaft gelegt hatte und bereits die Nacht hereingebrochen war, verließ ein hochgewachsener Mann das Häuschen der Beeren-Kathri. Er trug einen Rucksack. Der Bergtoni hatte dem Kathrili einen „Stoken“ Rauchfleisch gebracht mit einem Eierzopf und einem Sack voll gedörrter Birnen.

„Wenn ich darf, komme ich wieder einmal,“ sagte er beim Gehen zu der wunderlichen Person und streichelte dabei dem Marieli die großen, braunen Zöpfe.

„Frili, frili,“ sagte die Beeren-Kathri und tänzelte wie närrisch auf der Türschwelle hin und her und dankte dabei eins übers andere Mal.

Und als der Bergtoni im nahen Buchtobel verschwunden war und sie und das „Meitli“ wieder allein in der Stube saßen, da hatte sie nur immer und immer wieder die gleichen Worte. „Wußte ich's ja doch,“ sagte sie wohl zwanzigmal zu dem Kinde, „wußte ich's ja doch, wußte ich's ja doch. Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück. Dein Stecken und Stab trösteten mich.“